

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 16 (1926)
Heft: 11

Artikel: "Sehr geehrter Herr! : Hochachtungsvoll!
Autor: Studer, Emanuel
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-636000>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ihre Rede, obgleich nur im Auszuge und in deutscher Uebersetzung gelesen, hat mich erschüttert. Niedergedrückt, mitbelastet vom Kleinmut der Alltäglichkeit, in der Seele angegriffen vom ätzenden Unglauben unserer Zeit, hoffnungslos meiner Aufgabe, der Erziehung von Schülern, gegenüberstehend, fielen Ihre Worte in die Dunkelheit meines Innern, wie Sonnenstrahlen über eine sturmverheerte Landschaft hinleuchten, sie zu neuem Leben erweckend. Sie haben einen Dürstenden getränkt, einen Zweifelnden gestärkt. Sie, der mit einem heldenhaften Glauben die schwere Bürde unserer Menschheit mitträgt, Sie, der unter einer ungeheuren Last nicht zusammenbricht, sondern, die drückende Bürde von Zeit zu Zeit immer wieder abwerfend, mitten auf dem mühsamen Wege des Hasses, der Mißgunst, der Spitzfindigkeiten sich in seinen weißen Haaren aufrichtet, und, mit der Seele eines Helden, das Fahmentuch der Menschlichkeit hoch emporhebt, so hoch, daß es über der ganzen Welt weht und leuchtet, Sie haben, Herr Ministerpräsident, den kleinen Mann seiner kleinen Pflicht von neuem gläubig zurückgegeben.

Man wird wieder lächeln. Aber das tut der Sache, der großen heiligen Sache, unserer gemeinsamen Aufgabe für die Menschheit, keinen Abbruch. Wenn Sie sagten: „Man hat (in Locarno) europäisch gesprochen. Das ist eine Sprache, die man lernen muß“, so kann ich, jetzt durch Sie mit neuen Impulsen erfüllt, leuchtenden Auges vor meinen Schülern in dem kleinen schweizerischen Dorfe stehen und auf Ihr Vorbild hinweisen: „So spricht der Ministerpräsident von Frankreich, Kinder. Wir wollen auch „europäisch“ sprechen lernen, nicht wahr?“ Und wenn es weiter in Ihrer Rede heißt: „Müssen zwei tapfere Völker fortfahren, sich zu zerfleischen, ihre hohe Zivilisation periodisch mit Blut zu beschmutzen? Nein!“ — und wenn der Zeitungsbericht in Klammern beifügt: Donnernder Applaus! — so ist das für das Empfinden meines Herzens keine rhetorische Geste und kein temperamentvoller französischer Gefühlsausbruch, sondern eine spontane Manifestation, die mir, in ihrer menschlichen Erhabenheit, Freudentränen in die Augen treibt.

Sicherlich wird es Schweizer geben (wie es Franzosen gibt, die Ihre Locarno-Rede bemängeln, Herr Ministerpräsident), welche, ihrer ewig scheelsüchtigen und engherzigen Denkungsart gemäß, meinen Gruß an Sie als unwürdige Servilität, verwerfliche Kriecherei bezeichnen. Ihnen sei gesagt, daß ich mich niemals schämen werde, die große Seele zu grüßen, finde ich sie im Bettlergewande oder auf dem Ministerstuhl. Und ich werde sie immer beide grüßen, den Bettler und den — Ministerpräsidenten. Denn wir sind Menschen. Wir alle haben die Pflicht, Gott zu suchen und zu dienen! **Emil Schibli, Lengnau bei Biel.**

„Sehr geehrter Herr! . . . Hochachtungsvoll!“

Von Emanuel Studer, Thun.

Es war zur Zeit, da der hungrige Krieg so unendlich viele, unendliche hungrige Menschen fraß, und im ganzen besetzten Gebiet kein rechter Mensch mehr recht satt war. Die wenigen probigen Schieber, Seifenbarone genannt, und die feindlichen Offiziere, die sich an den Restaurationstischen auf offenem Boulevard vor dem Gros der vor Hunger schwankenden Passanten gütlich taten und auf ihre Art „durchhielten“, nicht einmal Diese waren recht satt, sie waren überfättigt.

Nichts und niemandem durfte man mehr trauen. Ueberall das gleichnerische Meißere, selbst bei den Waren. Kaffeejak, nur gebrannter, resp. gerösteter Weizen, hieß „Torealin“ und wurde in einer prächtig farbigen Düte verkauft. In den

Schaufenstern stellte man am Morgen schöne violette Seife aus, vertrauenerweckend, anzuschauen. Gegen Mittag schmolz sie aber schon, und man sah bald nur noch Sodakristalle.

„So wie die War, war nichts mehr wahr, das war.“

Dies waren die Zeiten, da ich den Helden unserer Geschichte kennen lernte.

Ich war in einer Provinzstadt bei einer fremden Firma tätig. Die einheimischen Geschäfte stunden alle still, und man mußte schließlich doch leben.

Eines Abends, wie ich nach Hause kam, sagte mir meine Frau, es sei ein flämischer Lehrer dagewesen und hätte dringend mit mir sprechen mögen behufs Erlangung von Arbeit. Ich gab zuerst eine etwas ärgerliche Antwort, wie man es eben tut, wenn man sich zu machtlos fühlt, um da helfen zu können, wo man doch so gerne helfen möchte. Mit dieser Antwort wurde ich aber die Geschichte doch nicht los. Meine Frau fügte noch bei, er hätte ihr geklagt, er habe acht zwar unterernährte, doch sonst gesunde und desto hungrierere Kinder und eine schwächliche, kränkelnde Frau. Was nun tun?

Da es noch nicht später Abend ist, mache ich mich auf den Weg und erhandle mir unterwegs ein Kommisbrot. Am Ziel angelangt, frage ich nach dem betreffenden Lehrer.

„Papa ist nicht zu Hause, er ist Arbeit suchen gegangen. Er will alles annehmen.“

Hinter der Hungerskranken Frau gucken ein Haufen magerer Kinder hervor und wagen es nicht zu glauben, daß das mitgebrachte Brot für sie sei. Ich bestelle den Mann für den folgenden Tag zu mir, da ich mit ihm sprechen will und muß.

Zur abgemachten Zeit stehe ich vor der Haustüre, um dem armen Herrn doch wenigstens eine umständlichere Nachfrage zu ersparen.

Niemand kommt daher. Die Straße ist wie ausgestorben. Nur am untern Ende zeigt sich ein sehr eleganter Herr. Er nähert sich unserm Hause und spricht mich an. Er ist es, im Zylinderhut und im Gehrock. Beide Kleidungsstücke zeigen eine etwas veraltete Form.

Nur Wenige hatten ihre Kleider noch nicht wenden lassen müssen. Es gab sogar welche, die die Kleider nochmals hatten kehren lassen, weil die Rehrseite noch abgeschabter geworden war, als die ursprüngliche Seite.

Da aber unser Herr Lehrer schon lange nichts mehr zu lehren und insolgedessen auch nichts mehr zu lehren oder verkehren hatte, mußte er halt eben noch das anziehen, was er hatte, und da hing nur noch Hochzeitshut und Hochzeitsrock im Kasten.

Ein Glück nur, daß der fünfzigjährige Herr durch die Kriegshungerkur wieder so schlank geworden war, wie es der fünfzigjährige Hochzeiter gewesen.

Ich lasse ihn eintreten und Platz nehmen. Es ist im Geschäfte eine kleine Stelle frei, nur muß der Betreffende auch Deutsch verstehen, und ich ersuche ihn, mir doch ein wenig seine Kenntnisse zu zeigen.

Da er Lehrer ist, also Theoretiker, Grammatiker, Pöb I. u. II., vom holden Frühling zu erzählen weiß, nicht aber vom alltäglichen Leben, spricht er mich ganz wunderbar schriftlich an:

„Sehr geehrter Herr!“

Er verabschiedet sich auch mit dem höflichen Briefgrüße:

„Hochachtungsvoll!“

Wie ich dies kleine Ergebnis dem Direktor erzähle, lacht er zuerst so recht herzlich mit einer Träne im Auge, sagt aber dann, diesem Herrn „Hochachtungsvoll“ müssen wir helfen, und stellt ihn ein.

Da ihm aber nicht nur der Name „Hochachtungsvoll“ geblieben ist, sondern auch er selbst „hochachtungsvoll“ blieb, konnte er doch seine arme Familie durch den Krieg hindurchschleppen.